

Sammelband der Vorträge
des STUDIUM GENERALE
der Ruprecht-Karls-Universität
Heidelberg
im Wintersemester 2009/2010

Vertrauen

Herausgegeben von
KARLHEINZ SONNTAG

Mit Beiträgen von
MADELEINE HERREN-OESCH / AXEL MICHAELS
GÜNTER HIRSCH
ULRICH KATER
ANDREAS KEMMERLING
MARTIN SABROW
MANFRED G. SCHMIDT
GERD THEISSEN

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8253-5858-7

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt ins-
besondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und
die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2011 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg
Imprimé en Allemagne · Printed in Germany
Herausgeber: Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg
Druck: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen
Umschlaggestaltung: Klaus Brecht GmbH, Heidelberg
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:
www.winter-verlag-hd.de

INHALT

VORWORT.....	7
GERD THEISSEN Glauben als unbedingtes Vertrauen. Theologische Aspekte	9
GÜNTER HIRSCH Kann ich der Justiz vertrauen?	41
MADELEINE HERREN-OESCH/AXEL MICHAELS Kann Europa Asien vertrauen?	61
MANFRED G. SCHMIDT Vertrauenswürdig? Deutschlands Sozialpolitik auf dem Prüfstand	77
ULRICH KATER Vertrauen – Rohstoff der Finanzmärkte	91
MARTIN SABROW Der 9. November 1989 – Ausdruck einer politischen Vertrauenskrise?	107
ANDREAS KEMMERLING Vertrauen und Verlass	129
Adressen der Referenten	149

Legitimität des Einsatzes von physischer und militärischer Gewalt lähmen half. Niemand erkannte dies 1989 klarer als Erich Mielke selbst, der im Frühjahr 1989 seine obersten Mitarbeiter wissen ließ: „Wo noch etwas mehr revolutionäre Zeiten waren, da war es nicht so schlimm. Aber jetzt, nachdem alles so neue Zeiten sind, muß man den neuen Zeiten Rechnung tragen.“³⁵

³⁵ Erich Mielke, Äußerung in der Zentralen Dienstbesprechung des MFS vom 28.4.1989 (Tonbandmitschnitt), zit. n. Kowalczuk, *Endspiel*, S. 304.

ANDREAS KEMMERLING

Vertrauen und Verlass

Für Birgit

Was ist Vertrauen?¹

Zunächst werde ich innerhalb der Familie der verschiedenen Arten von Vertrauen, die wir kennen, eine Eingrenzung auf diejenige Art vornehmen, über die ich heute sprechen möchte. Ich hoffe, es ist dasjenige Vertrauen, dessentwegen Sie heute Abend hierher gekommen sind. Dann werde ich eine Abgrenzung dieser Art von Vertrauen gegen ein Phänomen vornehmen, das eine gewisse Ähnlichkeit mit ihm hat, aber keines ist. Und schließlich werde ich versuchen, ein paar Dinge herauszuarbeiten, die an Vertrauen eigenartig, besonders – ja, womöglich einzigartig – sind.

Vertrauen, wie ich es in diesem Vortrag thematisiere, ist eine Haltung, eine Einstellung, die wir zunächst einmal zu Personen, insbesondere zu einzelnen Personen haben. Vertrauen zu Gruppen, Institutionen oder zu noch Über- bzw. Unpersönlicherem

¹ Dies ist der Vortrag in der Fassung, in der ich ihn mündlich gehalten habe. Zur Lektüre, oder gar zum Druck, war er von mir nicht vorgesehen. Es hätte erheblicher Überarbeitung bedurft, um ihn in eine Form zu bringen, in der ich ihn als publikationswürdig hätte erachten können. Weder hatte ich die Zeit zum Überarbeiten, noch hatte ich die Stärke, mich standhaft genug gegen das Ansinnen zu wehren, ihn zu veröffentlichen. Erwähnt sei an dieser Stelle auch, dass ich mir das Thema nicht selbst gewählt habe; es war mir von den Veranstaltern dieser Vorlesungsreihe vorgegeben. – Dank an Michael und Ulrike Welker für lieb gemeinten Zuspruch.

möchte ich hier beiseitelassen, auch wenn es vermutlich weitreichende Ähnlichkeiten mit der Art von Vertrauen hat, die meines Erachtens paradigmatisch ist: *personales* Vertrauen – eine einzelne Person vertraut einer anderen. Dieses Phänomen ist auch für sich selbst genommen vielfältig genug, um ihm für eine Weile nachzugehen.

Vielfältig sind jedenfalls die Redeweisen des Deutschen, in denen es um personales Vertrauen geht. „Ich vertraue ihr“ (ohne nähere Bestimmung); „Ich vertraue darauf, daß sie so-&-so ist/sich so-&-so verhalten wird“; „Ich vertraue ihr das-&-das an“ (z. B. einen wertvollen Gegenstand, ein Geheimnis oder gar mich selbst).

Wer einer Person vertraut, hat Vertrauen zu ihr – aber im Hinblick worauf? Von glücklichen oder auch wirren Ausnahmen abgesehen, vertraut man ja niemandem im Hinblick auf alles. Wer sagt, er vertraue jemandem, meint damit gewöhnlich etwas Spezifischeres, das durch den jeweiligen Redezusammenhang zumeist leidlich klar ist: etwa Vertrauen in dessen Sorgfalt (bei der Erledigung einer Aufgabe), Korrektheit (bei finanziellen Angelegenheiten), Unbestechlichkeit (in einer brisanten Verhandlungssituation), in dessen gesunden Menschenverstand und Urteilsvermögen, in dessen Treue, Vorsicht, Umsicht und dergleichen mehr.² Vertraut man einer Person ganz und gar, in jeder erdenklichen Hinsicht, dann ist diese Person vermutlich entweder Gott oder man selbst. Vielleicht auch ein Schutzengel, eine gute Fee oder dergleichen. Oder man ist sehr dumm. Solche Sonderfälle des personalen Vertrauens lasse ich in meinen nachfolgenden Betrachtungen ebenfalls beiseite. Es geht mir heute Abend ausschließlich um *weltliches* personales Vertrauen: Eine menschliche Person vertraut einer andern menschlichen Person. Und es geht nur um Fälle, in denen sie es nicht bloß aus geistiger Beschränkung tut, oder wegen eines Aussetzers der Vernunft und des gesunden Menschenverstands.

² Wir werden gleich sehen, dass ein Unterschied darin liegt, ob wir jemandem in diesen Hinsichten wirklich vertrauen, oder ob wir uns bloß darauf verlassen, dass er sich entsprechend benimmt.

Lassen Sie uns zunächst nach dem Ausschau halten, was man – ein wenig verquast, vielleicht – den logischen Zuschnitt von Vertrauen nennen könnte. Vertrauen zu einem andern Menschen gibt es, wie wir gerade bemerkt haben, nur im Hinblick auf einen gewissen Aspekt (Sorgfalt, Korrektheit, Unbestechlichkeit usw.). Vertrauen wird gewonnen und kann verloren gehen, hat also eine zeitliche Erstreckung. Hingegen scheint es, außer in bizarren Fällen, die ich beiseite lassen möchte, zum Beispiel nicht ortsabhängig zu sein – weder vom Ort dessen, der vertraut, noch von dem Ort dessen, dem vertraut wird. Vertrauen kann größer oder kleiner sein; tun wir der Einfachheit halber einmal so, als gäbe es spezifizierbare Grade des Vertrauens. Dies ist das Minimum des logischen Zuschnitts von Vertrauen. Wenn das schon alles wäre, dann ließe der sich so angeben: *Person A vertraut Person B während des Zeitraums z im Hinblick auf Aspekt a im Grade g.*

Personales Vertrauen ist mithin eine wenigstens fünfstellige Beziehung. Sie involviert zwei Personen, einen Vertrauenszeitraum, eine Vertrauenshinsicht und einen Vertrauensgrad. Ich sage: „wenigstens“ fünfstellig, weil unsere bisherigen Beobachtungen höchst oberflächlich waren. Nichts berechtigt uns zu der Annahme, personales Vertrauen habe keine weiteren Parameter als Zeit, Hinblick und Grad. Vielleicht gibt es ja, um ein Beispiel zu nennen, so etwas wie Vertrauens-Sollbruchstellen („Ich vertraue derzeit auf ihre Großzügigkeit; aber nur so lange, wie sie glauben wird, zu den 2 % der Bestgestellten des Landes zu gehören“). Solche Fragen müsste man ernsthaft erwägen, wenn man wirklich wissen wollte, was Vertrauen ist.

Nun möchte ich Sie nicht langweilen, jedenfalls nicht über Gebühr des vom Thema Verlangten hinaus. Ich werde nicht nach weiteren, bisher noch nicht freigelegten Parametern von Vertrauen fahnden, sondern so tun, als hätten wir mit der bisher dingfest gemachten fünfstelligen Relation alles für personales Vertrauen begrifflich Relevante auf dem Tableau. Worauf ich Sie mit diesem Vorgeplänkel aufmerksam machen wollte, ist, dass es hier eine wichtige Ausgangsfrage gibt: Was gehört

eigentlich – schon rein logisch oder begrifflich gesehen – zum Vertrauen? Wir tun gerne so, als wüssten wir all das ohnehin, wenn wir es mit uns vertrauten Begriffen zu tun haben. Aber schon in dieser grundlegenden begriffslogischen Hinsicht, deren Betrachtung Ihnen vermutlich trivial erscheint, dürfen wir uns keineswegs auf sicherem Boden wähen. Beim Nachdenken über Begriffliches liegen das Basale und das Banale – das anscheinend gar nicht des Erwähnens und erst recht nicht des Bedenkens Werte – gelegentlich nahe beieinander. Aber es gibt immer mal wieder eine Überraschung.

Ich nenne ein Beispiel. Es bedurfte Einsteins, um uns einsehen zu lassen, dass die Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse eine dreistellige Relation ist, deren uns „selbstverständlichen“ dritten Parameter wir berücksichtigen müssen, wenn wir es genau nehmen: ein Inertialsystem.

Müssen wir es denn genau nehmen? Meistens nicht. Aber wenn es um Begriffliches geht, dann *müssen* wir es. Auch im Studium Generale. Denn in begrifflichen Dingen geht, ohne ein gehöriges Maß an Genauigkeit, die Sache selbst verloren. Die Sache ist hier eben der Begriff, um den es geht. Begriffe sind scheue Wesen, die uns entschlüpfen, wenn wir sie nicht sorgfältig genug belauern und nicht ein hinreichend enges Netz für sie knüpfen. Begriffslogische Vorüberlegungen, wie ich sie hier angedeutet habe, wirken, zumal auf das breitere Publikum, gerne wie läppische Geschwätzigkeiten. Doch wo gar *philosophischer* Sorgfalt ihr Walten gelassen wird, schläft das so genannte breitere Publikum nach meiner Erfahrung, zumal bei einem Abendvortrag, gerne ein.

Ich kenne und respektiere das. Bitte schlafen Sie mir nicht ein. Der Philosoph ist vernarrt in ein nach unten hin offenes Nachdenken ohne Netz und doppelten Boden. Er liebt diese Beschäftigung selbst mehr als die „Ergebnisse“, zu denen sie, in einem der seltenen Glücksfälle seines Arbeitens, führen möchte. Das nichtphilosophische Publikum hingegen schätzt, nach meinem Eindruck und dem daraus gebildeten Cliché, eher das, was es für philosophische Ergebnisse zu halten geneigt ist. Und je

breiter es ist, desto stärker neigt es dazu, zitierfähige Sprüche für solche Ergebnisse zu halten. Besonders hoch schätzt es wohl Sentenzen jener epigrammatischen Kürze, die sie für die Verwendung in Poesiealben, Todesanzeigen, auf Teekannen, Postkarten und T-Shirts geeignet macht.

Für heute Abend sollten wir einen Kompromiss schließen. Sie schlafen nicht ein und erwarten von mir keine aphoristische Abschluss-Sentenz vom Schlage „Kontrolle ist gut, Vertrauen ist besser“. Ich meinerseits konfrontiere Sie mit nichts, das sich so ins Philosophische versteigt, dass Sie kaum anders können als einzuschlafen.

Tun wir also einmal so, als seien wir bereits leidlich im Klaren darüber, was der schiere Begriff des personalen Vertrauens umfasst und was nicht. Versuchen wir nun, in einem zweiten Schritt, diesen Begriff abzugrenzen gegen einen andern, mit dem er gerne verwechselt wird.

Ich meine den Begriff des Sich-auf-jemanden-Verlassens. Warum ist mir diese Abgrenzung wichtig? Nun, beim braven Studieren der Literatur zum Thema, die ich in der Vorbereitung auf meinen heutigen Vortrag gelesen habe, fiel mir Folgendes auf: Die von mir gelesenen Gelehrten, die Aufsätze und ganze Bücher über das Vertrauen verfasst haben, verwechseln Vertrauen gerne mit bloßem Sich-Verlassen-auf.

Im Lichte unserer kargen Vorüberlegungen können wir verstehen, wie solch ein Fehler entstehen kann. Der Begriff des Sich-auf-jemanden-Verlassens hat, zumindest prima facie, einen völlig gleichartigen logischen Zuschnitt wie der desjenigen Vertrauens, um das es heute Abend geht. *Person A verläßt sich auf Person B während des Zeitraums z im Hinblick auf a im Grade g .*

Auch dieses Schema ist fünfstellig, und die Parameter sind von der gleichen Art wie beim Begriff des Vertrauens. Begriffe, die allein schon im logischen Zuschnitt verschieden sind, sind unweigerlich verschieden. Doch solche, die darin gleich sind, können dennoch, ohne weiteres, verschiedene Begriffe sein. Und nun beanspruche ich ein paar Minuten Ihrer geschätzten

Aufmerksamkeit darauf, etwas einzusehen, das Sie ohnehin schon wissen: Jemandem zu vertrauen ist etwas anderes, und in gewissem Sinn: mehr, als sich auf die betreffende Person bloß zu verlassen. Schauen wir uns das kurz an:

Erstens einmal: Das **Maß**, in dem ich mich, in einer bestimmten Hinsicht, auf jemanden verlasse, kann verschieden sein von dem, in dem ich ihm, in derselben Hinsicht, vertraue. Ich vertraue einem Kaufvertragspartner überhaupt nicht in puncto Vertragseinhaltung, aber – angesichts der ihm im Falle des Bruchs dieses speziellen Vertrags drohenden Strafe – verlasse ich mich zur selben Zeit sehr stark auf seine Einhaltung. Also: Vertrauensgrad und Verlassgrad können divergieren.

Zweitens: Die **Hinsicht**, in der ich mich auf jemanden verlassen kann, ist nicht unbedingt eine, in der ich ihm vertrauen kann. Verlassen kann ich mich, was Menschen betrifft, auf sehr viele ihrer Eigenschaften, seien sie mir sympathisch oder nicht. Kenne ich einen Menschen lange genug, dann rechne ich damit (oder verlasse mich sogar darauf), dass er weiterhin feige, verlogen, eitel, intrigant und faul sein wird. Von Vertrauen kann hierbei keine Rede sein. In Hinsicht auf Verlogenheit kann man niemandem vertrauen. Denken Sie an ein Gangster-Team der härteren Art, wie Sie es aus Krimis kennen. Wenn es einen großen Überfall unternimmt, kann es entscheidend sein, dass jeder von ihnen sich auf die Gier, Hemmungslosigkeit, Verschlagenheit und Mordbereitschaft jedes andern verlassen kann. Aber das ist kein Vertrauen. Ganz im Gegenteil; diese Herren *verlassen* sich zwar auf gewisse charakterliche Eigenschaften, deren Vorhandensein ihnen aber zugleich Misstrauen gegenüber denen einflößt, die sie haben. Kurz, es scheint, als müsse im Vertrauaspekt – der Hinsicht, in der jemandem vertraut wird – immer eine Charakter*qualität* involviert sein, etwas von der Art einer Tugend oder gar Vorzüglichkeit, jedenfalls etwas, das gewöhnlich als Ingredienz eines guten Charakters erachtet wird. Verlassen hingegen kann man sich, leider viel zu oft, auch auf Charakterdefekte anderer Menschen.

Allein schon diese schlichten Beobachtungen sollten ausreichen, um personales Vertrauen und Sich-auf-jemanden-Verlassen als verschiedene Phänomene einzusehen. Sich auf jemanden verlassen, das heißt im Wesentlichen: im Hinblick auf ihn ziemlich feste Erwartungen zu hegen, auf sein Tun und Lassen in bestimmten Lebenszusammenhängen. Ich verlasse mich in unabsehbar vielen Hinsichten auf den Telekom-Mitarbeiter, der mir zuhause ein neues System installieren soll, verlasse mich zum Beispiel darauf, dass er seinen Job einigermaßen beherrscht, dass er meine Wohnung nicht in Brand steckt, mich nicht als Geisel nimmt, und so weiter. Ich hege, zumeist ohne mir dessen gewahr zu sein, allerhand Erwartungen ihm gegenüber und habe gewisse Befürchtungen nicht, zu denen ich durchaus fähig wäre, wenn er mir Grund zu ihnen gäbe. Packen wir all das unter ein Etikett. Sagen wir, ich mache *Annahmen* über ihn und sein Tun und Lassen in der Zeit seines Aufenthalts in meiner Wohnung. Dass ich solche für das Sich-Verlassen-auf charakteristische Annahmen mache, geschieht zwar, ohne dass ich mir dessen gewahr wäre. Aber *was* ich annehme, nehme ich, im Lichte meiner Möglichkeiten, mit leidlich guten Gründen an. Alles, was ich zu wissen glaube, oder wenigstens für das entschieden Wahrscheinlichere zu halten geneigt bin, spricht deutlich stärker für diese Annahmen über ihn als gegen sie. Die Quellen, aus denen ich sie schöpfe, mögen trüb sein: vermeintliche Lebenserfahrung über Dienstleistungen in Mitteleuropa; vermeintliche Menschenkenntnis, die mich auf Grund des persönlichen Eindrucks, den dieser Mensch, dem ich zum ersten Mal begegne, auf mich macht, nicht daran hindert, mich auf das zu verlassen, was meine vermeintliche Lebenserfahrung für solch schlichte Situationen hergibt. Wie trüb und wenig rational fundiert die Quellen solcher Annahmen auch immer sein mögen: Das, was ich in solch einem Falle annehme, ist bei seiner kritischen Einschätzung nichts anderem unterworfen als den belegbaren Gründen, die ich für sie habe. Wäre ich paranoid genug (oder in der entsprechenden philosophischen Stimmung), mich plötzlich – während jener Mensch an meinen Geräten her-

umfummelt – zu fragen, warum ich eigentlich unterstelle, dass er mich nicht als Geisel nehmen wird, dann könnte ich mir sofort eine Reihe von passenden Gründen vor meinem reinen Intellekt paradien lassen, die meines Erachtens dafür sprechen, dass er es wohl eher nicht tun wird.

Vertrauen zu diesem Menschen spielte in diesen Gründen keine Rolle. Ich habe keins. Er mag mir sympathisch sein und all das. Ich hege keinerlei *Misstrauen* ihm gegenüber. Andernfalls würde ich mich ja nicht auf all das verlassen, worauf ich mich ihm gegenüber verlasse: dass er es wahrscheinlich schafft, meine gesamte TV-, Computer- und Telefonanlage so hinzudreheln, dass sie funktioniert, und z. B. alles unterlässt, womit er mir nennenswerten Schaden zufügen könnte. Das **Fehlen von Misstrauen** reicht in solchen Fällen, in denen es nur darum geht, sich auf jemanden, in gewissen Hinsichten zu verlassen. Vertrauen ist etwas anderes, das darüber hinausgeht.

Angesichts dessen ist es überraschend, wenn man in der soziologischen und politologischen Fachliteratur zum Thema Vertrauen herumschnuppert. Ich biete Ihnen ein kleines Sortiment meiner Lesefrüchte auf diesem Gebiet:³

Vertrauen [ist wahrscheinlich der Schlüsselbegriff in ehelichen und sogar in internationalen Beziehungen. Es] ist **der Glaube**, daß der andere **für Dich tun wird**, was Du für ihn getan hast, und da Du nicht weißt, wann dies sein wird, scheint Vertrauen nicht zeitgebunden zu sein. (Don D. Jackson, „Family Rules“, in: *Archives of General Psychiatry* 12 (1965), zitiert nach dem Wiederabruck in P. Watzlawick/John H. Weakland (Hg.), *Interaktion*, Basel 1980, S. 54.)⁴

³ Die Hervorhebungen durch Halbfett in den Zitaten stammen von mir. Eckige Klammern sollen dazu dienen, das in den Hintergrund zu rücken, was mir an diesen Zitaten für unsere Zwecke verzichtbar erscheint, was ich aber nicht ganz beseitigen mochte, weil es einen gewissen Aufschluss darüber gibt, aus welchem Zusammenhang die Zitate stammen.

⁴ Jackson war Psychiater und der Begründer des in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts berühmten Mental Research Institute in Palo Alto, in dem der so genannte interaktionale oder systemische Ansatz, speziell in der Familientherapie, praktiziert und theoretisch entwickelt wurde.

Vertrauen bezeichnet **die** [innerhalb einer Gesellschaft entstehende] **Erwartung eines** [ehrlichen und den Regeln entsprechenden] **Verhaltens** [basierend auf gemeinsamen Normen, die von allen Mitgliedern der Gemeinschaft respektiert werden]. (Francis Fukuyama, *Trust. The Social Virtues and the Creation of Prosperity*, NY 1995 (dt. München 1995, S. 43).⁵

Wir können das Problem des Vertrauens nunmehr bestimmter fassen als Problem der *riskanten Vorleistung*. [...] Wenn ich das Vertrauen haben kann, am Gewinn beteiligt zu werden, kann ich mich auf Formen der Kooperation einlassen, die sich nicht sofort und nicht in meinem unmittelbaren Zugriffsbereich bezahlt machen. Wenn ich mich darauf **verlasse** (sic), daß andere mit mir abgestimmt handeln oder unterlassen, kann ich mein eigenes Interesse selbst rationaler verfolgen, zum Beispiel im Straßenverkehr zügiger fahren. (Niklas Luhmann, *Vertrauen – Ein Mechanismus der Reduktion von Komplexität*, Stuttgart 1973, 23 f. – Die Arbeit erschien ursprünglich 1968 als Band 28 der Reihe Soziologische Gegenwartsfragen.)

Vertrauen [...] ist ein gewisses Maß an subjektiver **Wahrscheinlichkeit**, mit der ein Akteur schätzt, daß ein anderer Akteur [...] eine bestimmte Handlung vollzieht, und zwar erstens, *bevor* er solcherlei Handlung überwachen [*monitor*] kann, und zweitens, in einem Zusammenhang, in dem sie *seine eigene* Handlung beeinflußt. (Diego Gambetta, „Can we trust?“, in: ders. (Hg.), *Trust, Making and Breaking Cooperative Relations*, Oxford 1988, S. 217. – Ein führender Vertrauentheoretiker unserer Tage, an der Universität Cambridge.)

Die Unterscheidung zwischen Zuversicht [*confidence*]⁶ und Vertrauen beruht [mithin] auf Wahrnehmung und Zurechnung. Wer keine Alternativen erwägt (jeden Morgen gehen Sie ohne Waffe aus dem Haus!), befindet sich in einer Situation der Zuversicht. Wer eine bestimmte Handlung andern Handlungen vorzieht, obwohl die Möglichkeit besteht, durch das Handeln anderer enttäuscht zu werden, definiert die Situation als eine des Vertrauens. Auf enttäuschte Zuversicht reagiert man mit äußerer Zurechnung.⁷ Im Falle

⁵ Es handelt sich um den berühmten Fukuyama, der in den 1980er Jahren Berater des amerikanischen Präsidenten Reagan, und Verkünder des bereits erreichten Endes der Geschichte war.

⁶ Ich vermute, dass eigentlich Verlass (*reliance*) gemeint ist.

⁷ Gemeint ist wohl: Man gibt den anderen die Schuld.

enttäuschten Vertrauens wird man eine innere Zurechnung in Betracht ziehen und schließlich⁸ seine im Vertrauen getroffene Entscheidung bedauern müssen. (Niklas Luhmann, „Familiarity, Confidence, Trust: Problems and Alternatives“, in: D. Gambetta (Hg.), *Trust, Making and Breaking Cooperative Relations*, Oxford 1988).

Sancta simplicitas! Die sich in diesen Zitaten bekundenden Missverständnisse über die Natur von Vertrauen ziehen sich durch viele Diskussionen über den gesellschaftlichen Wert und die politische Unabdingbarkeit von Vertrauen. Der allgemeine Tenor, den ich in politologischen, psychiatrischen und soziologischen, aber auch einigen wirtschaftspsychologischen Arbeiten der letzten 25 Jahre herausgelesen habe, lässt sich so fassen:

Vertrauen ist eine hinreichend hohe, aber immer riskante Erwartung einer Person darauf, dass sich eine andere Person so verhalten wird, wie es zum Vorteil oder zum Guten des Vertrauenden ist. Das Risiko liegt in Mehrerem: Erstens darin, dass man als Vertrauender auf höhere Sicherheit verzichtet, die man durch Kontrolle oder gar Anstrengungen zur Herbeiführung des gewünschten und erwarteten Handelns des Andern erreichen könnte. Zweitens darin, dass der Schaden im Falle enttäuschten Vertrauens groß sein kann. – Diese Erwartung zu bilden ist zwar etwas, das oft unbewusst geschieht, aber dennoch ein geradezu strategischer Zug in einer Entscheidungssituation, in der das Ergebnis des Akteurs vom ungewissen Handeln anderer Akteure abhängt. Wenn man sich für Vertrauen, also für jene Erwartung, entscheidet, hat man eine Reihe von Vorteilen (z. B. fallen alle zeit- und energieraubenden Umständlichkeiten des Überlegens oder gar tätigen Auf-Nummer-Sicher-Gehens weg). Andererseits verzichtet man auf größere Sicherheit und riskiert ein schlechtes Ergebnis für sich selbst. Und dieses Risiko kann beträchtlich sein. Denn wenn man vertraut, kann der Schaden,

⁸ Ich vermute, dass eigentlich *eventuell* gemeint ist. Im englischen Text steht „eventually“; es könnte sein, dass in Luhmanns deutschem Text „eventuell“ stand und er Pech mit seinem Übersetzer hatte. (Der er womöglich selbst war. Jedenfalls findet sich im Buch kein Hinweis auf einen anderen Übersetzer.)

den man im Falle des Vertrauensbruchs riskiert, viel schwerer wiegen als der Gewinn, den man dadurch hat, dass man nicht auf Nummer-Sicher geht.

Alles schön und gut. Nur nicht wahr. Es trifft nicht auf Vertrauen zu, sondern bestenfalls auf Verlass. Genauer gesagt: es trifft bestenfalls zu auf **Verlass ohne Vertrauen**. Das für Vertrauen Charakteristische wird ganz außer Acht und Betracht gelassen. Ich nenne einige Gründe für diese harsche Einschätzung:

(1) Vertrauen ist keine Erwartung. Erwartungen richten sich ausnahmslos auf die Zukunft. Unser personales Vertrauen kann auch in die Vergangenheit gerichtet sein. Ich vertraue meinem Freund, auch im Hinblick auf etwas, das in der Vergangenheit liegt: etwa, dass er die Abscheulichkeit nicht begangen hat, die ihm vorgeworfen wird.

(2) Vertrauen ist nichts, wozu wir uns entscheiden können. Ich kann mich dazu entscheiden, mich auf jemanden in einer bestimmten Sache und Hinsicht zu verlassen.⁹ Doch wenn ich so etwas tue, dann ist dies gerade ein trefflicher Hinweis darauf, dass ich ihm in derselben Sache und Hinsicht nicht vertraue – jedenfalls nicht im relevanten Grad an Festigkeit.

(3) Eigenes Vertrauen (Vertrauen, das man selbst einem Anderen schenkt) lässt sich nicht strategisch einsetzen. – Zwar

⁹ Beckett lässt seinen Unnennbaren sagen: „[...] I hope and trust not. But I always can if necessary“ (in: *Molloy, Malone Dies, The Unnamable – A Trilogy*; zitiert nach der Ausgabe in *The Traveller's Companion Series*, The Olympia Press, Paris 1959, S. 427). – Dies ist so wenig im Einklang mit unserer gewöhnlichen menschlichen Selbsterfahrung wie das Meiste, das er diese Kreatur sagen lässt. Man kann nicht ‚bei Bedarf‘ vertrauen. Die Anwendung der Fähigkeit zu vertrauen lässt sich nicht aufheben für den Fall, dass man des Vertrauens zu bedürfen glaubt. So etwas geht vielleicht mit Liebenswürdigkeit oder Bösartigkeit. Doch das sind Arten, sich Andern gegenüber zu geben, nicht Einstellungen oder Haltungen ihnen gegenüber. – Falls man sich dazu entschließen kann, sich auf jemanden zu verlassen, so ist (oder wäre) dies ein weiterer gravierender Unterschied zwischen Vertrauen und Verlass. Den Entschluss, einem Anderen zu vertrauen, kann es nicht geben.

kann man mit Vertrauen, das einem entgegengebracht wird, so umgehen; aber dies zu tun trägt, wenn es rüchbar wird, eher dazu bei, das bisher entgegengebrachte Vertrauen zu unterhöhlen als zu verstärken.

(4) Man vertraut nicht aus Gründen. – Nicht aus Bequemlichkeit noch, mit Luhmanns herrlich verquaster Passt-fast-immer-Floskel: um Komplexität zu reduzieren. Man vertraut überhaupt nicht *aus* Gründen oder Motiven. Sondern häufig, aber nicht immer, *mit* gutem Grund. Jedoch immer ohne Motiv. Vertrauen hat kein Motiv. Handlungen und Entscheidungen haben das, aber Vertrauen ist nicht von dieser Art.

(5) Luhmanns Charakterisierung des Unterschieds zwischen enttäuschter Zuversicht und enttäuschem Vertrauen halte ich für aufschlussreich – vornehmlich im Hinblick auf seine Begnadung, die Dinge völlig zu verzerren, ja nachgerade auf den Kopf zu stellen. Contra Luhmann scheint es sich doch eher so zu verhalten: Enttäuschtes **Vertrauen** führt, in argen Fällen, in denen man im Stich gelassen oder gar verraten wird, höchstens nebenbei zu Selbstvorwürfen („Wie konnte ich mich nur so in ihm irren, ihm so auf den Leim gehen?“); im Vordergrund gesunder Reaktionen stehen Trauer oder Wut. Wer einmal den O-Ton verletzten Vertrauens, in bewundernswürdiger sprachlicher Form, vernehmen mag, dem empfehle ich Oscar Wildes „De profundis“. **Verlassen** wir uns hingegen in einer wichtigen Sache auf einen, auf den wir uns eben nur verlassen, und liegen damit falsch, dann machen wir uns selbst die ersten und heftigsten Vorwürfe („Warum nur habe ich mich auf ihn verlassen, wo's um so viel ging? Hier hätte ich mich unbedingt nur auf jemanden verlassen sollen, dem ich vertraue.“) Luhmann sieht diese Dinge umgekehrt. Ich persönlich denke: Entweder weiß er nichts von Vertrauen (solche Menschen gibt's, vermute ich). Oder er hat nicht nachgedacht, als er das schrieb. Solche Menschen gibt's auch – und das weiß ich ganz genau, und zwar aus dem eigenen Fall.

(6) Vertrauen hat mit eigenen Vorleistungen nichts Wesentliches zu tun. – Nach Jackson könnte ich nur jemandem ver-

trauen, für den ich schon etwas getan habe. Das ist psychologisch unplausibel. Begrifflich ist es falsch. Wir können auch Menschen vertrauen, die uns rein gar nichts schulden. Eine paradigmatische Form personalen Vertrauens (die eines kleinen Kinds zu seinen Eltern) beruht darauf. Und auch Vertrauen unter Erwachsenen ist oftmals kein Quid pro Quo dieser Art.

Ich nenne keine weiteren Einzelpunkte, die gegen die Zitate geltend gemacht werden könnten, die ich Ihnen vorgestellt habe. Sondern behaupte, um die Sache abzukürzen, dies:

(7) Das Bild, das in diesen Zitaten vom Vertrauen entworfen wird, ist insgesamt so verzeichnet und schief, dass Vertrauen darin gar nicht dargestellt wird. Nicht nur ein paar Details sind misslungen. Etwas fehlt in ihm ganz und gar. Und weil es fehlt, ist die Betrachtungsweise, in der Vertrauen von den genannten Psychiatern, Sozio- und Politologen in den theoretischen Blick genommen wird, ihrem angeblichen Gegenstand so wenig gerecht, dass er im Bild überhaupt nicht erkennbar wird. Die Betrachtungsweise, die ich meine, ist eine, in der Risiko und Nutzen, (sei es auch unbewusstes) vernünftiges Prognostizieren von (und Kalkulieren mit) kooperativem Verhalten anderer Menschen in den Blick genommen wird. Die Betrachtung kapriziert sich auf die rationalen – bzw. auf die in den üblichen entscheidungs- oder spieltheoretischen Mustern rationalisierbaren – Aspekte von Verlass. Doch wirkliches Vertrauen ist in diesem Netz begrifflich nicht zu fangen.

*

Warum nicht? Weil personales Vertrauen eine Einstellung ist, zu der auch ein Gefühl gehört, das wenigstens der Vertrauende gegenüber demjenigen hegt, dem er vertraut. (Vielleicht gibt es da nicht ein einzelnes, separates Gefühl des Vertrauens, sondern eine charakteristische Mischung von schwer separierbaren Gefühlen. Da bin ich mir nicht sicher. Der Einfachheit halber verwende ich weiter den Singular.)

Erwartungen, Überzeugungen, Annahmen usw. sind Einstellungen, die selbst keine Gefühle involvieren. Manche von ihnen mögen Gefühle hervorrufen, oder von ihnen begleitet werden. Doch solche Gefühle sind keine integralen Bestandteile von Annahmen, Überzeugungen oder Erwartungen. Man kann, zumindest im Prinzip, selbst das Schrecklichste oder Herrlichste annehmen oder erwarten, ohne Gefühle der Angst oder Euphorie.

Doch es gibt personale Einstellungen, zu denen entsprechende Gefühle, als wesentliches Ingrediens, unabweisbar dazugehören. Verachten, Lieben, Achten, Beneiden – das sind keine Gefühle, sondern Einstellungen, die ohne passende Gefühle nicht zu haben sind. Man liebt nicht ohne dazugehöriges Gefühl. Das weiß jeder. Doch das schiere Gefühl des Liebens, das sich wie von selbst in der Gegenwart einer gewissen Person einstellen mag, egal wie oft und über welche Dauer hinweg das geschieht, macht noch nicht, dass ich sie liebe. Das vergessen wir leicht. „Liebe ist kein Gefühl. Liebe wird erprobt“, schreibt Wittgenstein.¹⁰ Das stimmt. Was auch immer sich daran bewährt, dass in uns unweigerlich ein *Gefühl* des Liebens entsteht, wenn wir einer gewissen Person begegnen, es muss nicht Liebe zu ihr sein, gleichgültig über welche Zeitdauer hinweg und mit welcher Intensität dies geschieht. Liebe ist deshalb ein besonders schönes Beispiel, weil Gefühl zu ihr gehört, sie selbst aber keines ist – und weil wir über ein hoch ausgeprägtes Sensorium (und auch Vokabularium) für diejenigen Sentimente besitzen, von denen das Lieben sich so besonders gerne umgeben lässt. – Ich hatte versprochen zu versuchen, Sie nicht zu langweilen, und erspare Ihnen hier Beispiele aus der unerschöpflichen Palette unseres Wortschatzes für das ganze Spektrum, das von momentan aufwallenden Gefühlen des Verknalltseins bis hin zu lebenslang wiederkehrenden Gefühlen des Sich-nach-ihr-Verzehrens reicht. Sie kennen das ohnehin. Nicht zuletzt dank der ungezählten, feinen, bis ins Subtile differenzierenden Beschrei-

¹⁰ Ludwig Wittgenstein, *Zettel*, G. E. M. Anscombe/G. H. von Wright (eds.), Oxford 1967, § 504.

bungsmöglichkeiten, die wir für Tausende von Phänomenen haben, die zwar der Liebe ähneln, aber selbst noch keine sind, haben wir ein Sensorium dafür ausgeprägt, dass Liebe etwas sehr Spezielles ist. Uns ist klar: Liebe ist eben nicht nur tiefe Zuneigung, nicht nur der sehnstüchtige Wunsch, mit jemandem möglichst oft, lange und eng zusammen zu sein, nicht nur wohlwollende Sorge, eine erotische Obsession, eine existentielle Dankbarkeit oder anderes dergleichen. Fragen des Schemas „Liebe ich sie wirklich, oder ist das nur *X*?“, wobei *X* eines der ungezählten liebesähnlichen Phänomene ist, von denen ich gerade sprach – solche Fragen stellen sich jedem, der sich ernsthaft darüber klar werden möchte, ob er liebt.

Vertrauen ist ebenso wie Liebe eine Haltung zu einem anderen Menschen, in der Emotionen, Benehmenstendenzen und kognitive Einstellungen (Überzeugungen, Erwartungen, Wünsche usw.) ineinandergreifen. Aber unser Vokabularium für vertrauensumgebende Einstellungen, die noch kein Vertrauen sind, ist minimal. Denken Sie nur an etwas ganz Simples, an die unterschiedlichen Einstellungen, die mit „Ich liebe Dich“, „Ich bin verliebt in Dich“ und „Ich hab Dich lieb“ zum Ausdruck gebracht werden. Wie könnte man entsprechende Unterschiede für das Vertrauen verbalisieren? Was wären die Kontrastformulierungen zu „Ich vertraue Dir?“.

Gibt es, beim Vertrauen, vielleicht schlicht und einfach keine nennenswerten Beinahe-aber-eben-nicht-ganz-Phänomene, von denen die Liebe in Hülle und Fülle umgeben ist? Ich denke, es gibt sie, aber wir haben im Deutschen keine simplen lexikalischen Mittel zu ihrer Benennung entwickelt. – Warum verfügen wir über ein derart fein differenziertes Vokabularium für die Umgebung von Liebe, warum nicht auch über eines für die Umgebung von Vertrauen? Woran liegt das? Nun, es könnte unter anderem daran liegen, dass Liebe viel gefährlicher ist als Vertrauen.

Liebe braucht keine Gründe. Zwar hat sie gelegentlich welche. Aber sie ist geradezu eingebildet darauf, nicht auf Gründe angewiesen zu sein oder sich gar vor ihnen ausweisen zu müs-

sen. Liebe hat diesen Zug, der sich weit ins Arationale zu versteigen vermag: „Gleichgültig, was ich noch alles an Schrecklichem über ihn in Erfahrung bringe, ich liebe ihn und werde ihn weiterlieben.“ – Und wer nach ernsthafter Prüfung zu der Überzeugung gelangt ist, dass er liebt, hat sich in den Besitz einer selbstausgestellten Lizenz gebracht: der Lizenz, Dinge zu tun, die von *ein bisschen verrückt* bis wenigstens zu *selbstzerstörerisch* reichen. (Viele Heiratsanträge liegen irgendwo in der Mitte dieser Skala.) Liebe, zumal eine, die wir mit Bewusstsein und Entschiedenheit bewahren, ist eben auch leicht der Quell großen Leids. Man sollte, bevor man sich selbst Liebe zu einem anderen attestiert, jedenfalls in der Lage sein, in Erwägung zu ziehen, dass es sich vielleicht doch um etwas anderes handelt. Etwas, mit dem sich rational (oder wenigstens rationaler) umgehen lässt. Formen des gesteigerten Verliebtseins, erotische Obsessionen oder eine aus den Fugen geratene Einstellung der Verantwortung für einen andern mögen professionell therapierbar sein. Ich habe meine Zweifel, dass Liebe es ist.

Warum dieser lange Exkurs über Liebe? Nun, ganz einfach. Vertrauen ist, wie ich sagte, eine komplexe Mischung aus emotionalen, kognitiven und andern Ingredienzien. Wir haben wenig Vokabular, um Vertrauen als eine Einstellung *sui generis* zu beschreiben oder auch nur gegen vielerlei ihr ähnelnde, aber dennoch andersartige Einstellungen abzusetzen. Ich versuche, diese besondere Einstellung durch den Vergleich mit zwei Phänomenen zu erhellen, mit denen sie wenig Ähnlichkeit hat, zu denen sie aber hoffentlich aufschlussreiche Unterschiede aufweist: den Verlass und die Liebe.

Betrachten wir zunächst das Gefühl, das jeweils im Spiel ist. Im Fall der Liebe dürfen wir es vielleicht heiß nennen. Ob zum Verlass selbst ein charakteristisches Gefühl gehört, vermag ich nicht zu sagen; falls ja, dann ist es eines, das ich als kühl (maximal lauwarm) bezeichnen würde. Warum? Weil Verlass die am ehesten der rationalen Kontrolle völlig unterworfenen dieser drei Haltungen ist. Verlass wird, und zwar: unweigerlich, in dem Maße geringer, in dem es die Gründe für ihn werden.

Sobald diese ganz ausgegangen sind, verschwindet auch der Verlass vollends – und zwar sang- und klanglos, mitsamt dem Gefühl, das zu ihm gehört haben mag. Liebe hingegen hat das Potential, sich rationaler Anpassung an Gründe für und wider beliebig weit zu entziehen; die Stärke der für Liebe charakteristischen Gefühle steht jedenfalls nicht in einer direkten Abhängigkeit von der Qualität solcher Gründe. Diese mögen sich längst verflüchtigt haben, wenn das Feuer noch lange lodert oder glüht. Nur im Glücksfall fügt es sich so, dass die Stärke dieses Gefühls im Einklang steht mit dem, was man hier Gründe nennen könnte.

Das Gefühl des Vertrauens hingegen ist warm, stärker als lauwarm und schwächer als heiß. Vertrauen, das (wie Liebe) sich der rationalen Kontrolle der Erwägung von Gründen für und wider ganz und gar entziehen könnte, gibt es nicht. Das Gefühl des Vertrauens hat allerdings (anders als das des Verlasses) beträchtlichen Spielraum darin, sich in seiner Stärke den verfügbaren Gründen für und wider anzupassen bzw. nicht anzupassen. Darin liegt meines Erachtens ein ganz besonders bemerkenswertes Charakteristikum von Vertrauen.

Vertrauen gegenüber einer andern Person tendiert seinem Wesen nach dazu, in seiner Entstehungsphase stärker zu sein als die Gründe, die für es sprechen mögen; und es behält diesen Zug auch in seiner Weiterentwicklungsphase bei – und zwar insofern, als es (sobald es sich erst einmal herausgebildet hat und leidlich kräftig geworden ist) durch Gegengründe nicht so leicht ins Wanken gerät. In einigen unserer gewöhnlichen Redeweisen spiegelt sich das wider; wir sprechen davon, Vertrauen zu *investieren* oder jemandem einen *Vertrauensvorschuss* zu geben; und wir reden manchmal davon, dass Vertrauen *unerschütterlich* sei. Dennoch sind diese Redeweisen in wichtigen Hinsichten auch irreführend; einerseits übrationalisierend, andererseits unerrationalisierend.¹¹ Die Finanz-Metaphorik passt

¹¹ Unser gewöhnliches Reden im Zusammenhang mit Vertrauen ist oft reichlich undifferenziert. Wir sprechen z. B. oft dann schon von Vertrauen gegenüber einer Person (z. B. einem Arzt, Rechtsanwalt, Beichtvater, Psy-

insofern nicht, als sie uns an vernunftgesteuerte Aktionen oder Transaktionen denken lässt; aber das Vertrauensgefühl gegenüber jemandem kann sich völlig spontan und grundlos einstellen. Die Rede von der Unerschütterlichkeit führt dadurch in die Irre, dass mit ihr übertrieben wird. Vertrauen ist wesentlich erschütterlich. (Wäre es durch überhaupt keine Gegengründe zu erschüttern, wäre es nicht Vertrauen, sondern eine Art wahnhafter Vertrauensseligkeit.)

Das *Gefühl* des Vertrauens gegenüber einer andern Person kann uns (selbst mich, in meinen fortgeschrittenen Jahren) immer noch anspringen wie ein Welp. Selten, aber immer mal wieder, begegnen uns Menschen, die uns durch schlichteste Dinge (Blick, Händedruck, ihre Art, sich zu geben usw.) ein Gefühl des Vertrauens einflößen. Solch ein Gefühl ist schwer zu beschreiben oder auszudrücken. Eine meiner Artikulationskrücken ist: „Wenn das Schiff auf hoher See untergeht, wäre ich gerne mit ihm im selben Rettungsboot“. Es gibt Vertrauen auf den ersten Blick, so wie es Liebe auf den ersten Blick gibt.

Das Gefühl des Vertrauens ist nicht nur im Vergleich zu den beiden andern, mit denen ich es kontrastiere, ein warmes. Diese Metapher passt auch außerhalb dieses kontrastierenden Vergleichs recht gut. Zum einen ist es ein angenehmes, wenn Sie mir eine Blumigkeit nachsehen mögen, ein herzwärmendes Gefühl schon allein für uns selbst. Zum andern ist es ein warmes Gefühl im Hinblick auf den andern. Und es ist eines von jenen guten Gefühlen, die, wenn sie erst einmal da sind, wachsen möchten – ja, sozusagen den Anspruch in sich tragen, Gelegenheit zu erhalten, weiter wachsen zu dürfen. Dies ist ebenfalls etwas Besonderes am Vertrauen; es hat gewissermaßen ein Eigenleben; es möchte wachsen.

chotherapeuten, Bankberater [?] usw.), wenn wir uns ihr gegenüber – aus welchen Gründen auch immer – so verhalten, wie wir es auch täten, wenn wir zu ihr Vertrauen hätten. Doch Vertrauen ist kein behaviouristisch reduzibles Phänomen; vertrauenstypisches Benehmen ist noch kein Vertrauen.

Sentimentalisiere ich das Vertrauen? Überfrachte ich es mit den spießbürgerlichen Gefühlsduseligkeiten eines lebensfremden Philosophieprofessors? Nein, ich denke, das tue ich nicht. Ich denke, es verhält sich so: Bei Licht besehen hat Vertrauen selbst etwas Sentimentales, etwas, das unser Herz einbezieht. Denn es gehört zu ihm, dass es in seiner Stabilisierungsphase – bevor es sich, im glücklichen Falle, nach längerer Zeit als angemessen herausstellen kann – geradezu den eigensinnigen Wunsch in sich trägt, weiterzubestehen oder gar stärker zu werden. Sich weiterentwickelndes Vertrauen lässt sich nicht so leicht rational irritieren; es nimmt nicht jede Erschütterung zum Anlass, zu schrumpfen oder gar zu verschwinden. Vertrauen ist zwar niemals enttäuschungsimmun („unerschütterlich“), aber zu ihm gehört ein gewisses Maß an Enttäuschungsresistenz: Es kommt sozusagen in Begleitung eines Puffers, der es vor leichten bis mittelschweren Erschütterungen schützt. Verlass kennt so etwas gar nicht; Liebe vermag es bis zum Exzess. Vertrauen ist zwar nie blind, aber es vermag die Augen (oder zumindest gelegentlich *ein* Auge) zuzudrücken. Eines der zu ihm gehörigen Gefühle ist von der Art persönlichen Zugetaneseins. Manches wird toleriert, das, bei kühlem Licht betrachtet, deutlich gegen es spricht. Wem wir vertrauen, dem sind wir bereit, einiges durchgehen zu lassen. (Kein Wunder, dass die Politiker den Wähler immer um Vertrauen bitten.)

Zum Vertrauen gehört auch, dass es erwidert werden möchte: Wer mein Vertrauen hat, dessen Vertrauen möchte auch ich haben. Und erwidertes Vertrauen ist eine Vorform der Freundschaft; zumindest stehen zwei Menschen, die einander vertrauen, in größerer Gefahr, in freundschaftlichen Umgang miteinander zu geraten als zwei, die sich bloß aufeinander verlassen. Vielleicht gehört zum Vertrauen sogar ein Gefühl des Zugetaneseins.

Erst wenn wir diese emotionalen Facetten mit in den Blick nehmen, können wir beginnen zu sehen, was Vertrauen ist. Und inwiefern es viel komplexer und komplizierter ist als die Phänomene, die in der wissenschaftlichen Literatur gerne als Ver-

trauen fehletikettiert werden. Erst wenn wir die emotionale Dimension mit in den Blick nehmen, können wir verstehen, weshalb es häufig so besonders schmerzhaft ist, wenn Vertrauen enttäuscht wird. Und zwar nicht allein deshalb, weil wir einen Schaden – zum Beispiel einen finanziellen Schaden – erleiden (was uns natürlich auch schmerzen kann), sondern weil wir außer dem Geld auch ein Gefühl verloren haben, das uns teuer war. Das Risiko, das man mit Vertrauen eingeht, ist eben auch ein emotionales.¹²

Das Bild von Vertrauen als einer riskanten Erwartung eines gewissen Verhaltens trifft nicht zu. Vertrauen ist eine sehr viel reichere, gefühlsgetränkte Einstellung, in der sich Emotionen und kognitive Einstellungen miteinander mischen und gegenseitig beeinflussen. Es verdient, nicht mit bloßem Verlass verwechselt zu werden.

ADRESSEN DER REFERENTEN

Prof. Dr. Madeleine Herren-Oesch
Universität Heidelberg
Historisches Seminar
Grabengasse 3-5
69117 Heidelberg

Prof. Dr. Axel Michaels
Universität Heidelberg
Südasiens-Institut
Im Neuenheimer Feld 330
69120 Heidelberg

Prof. Dr. Günter Hirsch
Rheinstr. 108A
76275 Ettlingen

Dr. Ulrich Kater
DekaBank
Mainzer Landstraße 16
60325 Frankfurt

Prof. Dr. Andreas Kemmerling
Universität Heidelberg
Philosophisches Seminar
Schulgasse 6
69117 Heidelberg

Prof. Dr. Martin Sabrow
Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam
Am Neuen Markt 1
14467 Potsdam

¹² Hat Vertrauen also einen sechsten ‚Parameter‘: ein Gefühl? Unterscheidet es sich *dadurch* vom Verlass? – Keine Diagnose wäre verkehrter. Vertrauen ist nicht wie Verlass, nur um einen variablen Aspekt reicher. Diese beiden Einstellungen sind grundverschieden. Vertrauen ist nicht Verlass plus passendes Gefühl. Es ist eine gefühlsgetränkte und gefühlsgetragene Einstellung gegenüber einer Person, nicht eine Erwartung im Hinblick auf sie, zu der sich noch ein Gefühl gesellt.